



Von Feuer zu Feuer

Günter Wülfraths Kinderzeit von 1943 bis 1953

Als der zweijährige Paul in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1943 von durchdringendem Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen wurde, kam seine Mutter aufgeregt an sein Bett, hob ihn heraus und kleidete ihn mit großer Hast an. Nachdem sie eine Tasche mit den wichtigsten Dokumenten in ihre Armbeuge gehängt hatte, nahm sie einen Beutel mit Bettwäsche über die Schulter, hob den kleinen Paul auf den Arm und eilte mit schnellen Schritten dem Luftschutzbunker in der oberen Erbschlöer Straße zu. Auf der Straße traf sie sich mit Bewohnern aus der Umgebung, die mit ähnlichen Dingen wie sie bepackt waren.

Auf Höhe der Brotfabrik Michel – die Villa Michel ist heute Standort eines Pflegedienstes und darüber in der Forststraße, gegenüber der Einmündung Staudenstraße, befand sich die Großbäckerei, standen die verängstigten Menschen und schauten in den Nachthimmel, der von Leuchtraketen, sogenannten Christbäumen, erhellt wurde. Paul, der das alles noch nicht verstehen konnte, fand die Christbäume sehr schön und war enttäuscht als sich die verängstigten Menschen in den Luftschutzbunker begaben. In diesem Bunker, einer große Höhle im Berghang nordöstlich der Straße, gegenüber der Einmündung der Forststraße, befanden sich zwei Räume, in denen die Menschen, überwiegend Frauen mit ihren Kindern, auf einfachen Bänken mit ihrer Angst und ihren Hoffnungen auf das Ende des Luftangriffes warteten.

Paul, der neugierig auf seinen kleinen Beinen durch den Bunker streifte, bekam von einer älteren Dame ein kleines Holzschiff geschenkt. Als er damit zu seiner Mutter zurückkehrte, fragte diese, von wem er das denn bekommen habe. Als Paul ihr die nette alte Dame zeigte, stellte sich heraus, dass es Frau Deffke, die Ehefrau ihres ehemaligen Lehrers Paul Deffke (nach dem wegen seiner Verdienste eine Straße in Ronsdorf benannt ist) von der „Freien Schule“ Ronsdorf, war.

Nach der Entwarnung in den frühen Morgenstunden des 30. Mai 1943 verließen die Menschen den Bunker und wurden von den Auswirkungen des Luftangriffes mit grausamer Härte getroffen. Paul und seine Mutter begaben sich mit vielen anderen auf ein Feld im oberen Bereich der Lohsiepenstraße. Dieser Ort wurde zum makaberen Aussichtspunkt auf das Inferno im brennenden Ronsdorf. Auch hier war Paul nicht verängstigt, sondern begleitete die Bilder des Schreckens mit seiner durchdringenden Kinderstimme „Feuer, Feuer, Feuer“, rief er immer wieder und zeigte mit beiden Armen auf die lodernen Flammen.

Es war Ende Januar 1944, an einem Tag, an dem die Mutter von Paul die Wohnung putzte. Die Stühle standen auf dem Tisch, unter dem Paul spielte. Nach seiner, der Erinnerung eines Zweieinhalbjährigen, trat ein sehr großer, schwarz gekleideter Mann, nachdem er an die Tür geklopft hatte, in die Küche und überbrachte die Nachricht, dass sein Vater am 10. Januar 1944 in Buda an der Ostfront gefallen war. Paul hat sich sehr erschreckt als seine Mutter ihn mit ernstem Gesicht in ihre Arme nahm. Erst nach langer Zeit rannen die Tränen bei seiner Mutter und Paul weinte mit, weil er das alles nicht verstehen konnte. Bis heute erinnert er sich an diese bedrückende Begebenheit. Dass der Krieg 1945 zu Ende war, erkannten die Menschen an der Lohsiepenstraße an den verlassenen Militärgerätschaften an den Rändern der nahe gelegenen Wälder.

Ihre Angst überwindend, schlichen sich Pauls Mutter und eine Nachbarin wie robbende Soldaten bis zu einigen verlassenen Pferdewagen. Aus den Riemen von erbeutetem Zaumzeug bekam Paul ein Paar Hosenträger. Am folgenden Tag waren auch die Pferdewagen verschwunden. Es gibt die Legende, dass ein Ronsdorfer Bäckermeister einen solchen Wagen zur Lieferung seiner Backwaren verwendet haben soll. Gleichgültig ob es so war oder nicht, es haben die Menschen den Kampf gegen die Mangelerscheinungen der Nachkriegszeit auf kreative Weise selbst in die Hände genommen. Trotz aller Bemühungen und Sparsamkeit war eines Tages kein Brot mehr im Haushalt und Paul stand unter dem Fenster auf der Straße und rief seiner Mutter lautstark zu, dass er Hunger habe. Die Verzweiflung einer Mutter, welche den Hunger ihres Kindes nicht stillen kann, werden sich nur Menschen vorstellen können, die das Elend von Krieg und Not schon einmal erlebt haben. Als Pauls Rufen immer lauter wurde, hörte das der Nachbar Heuser, der in der Bäckerei Michel dienstverpflichtet war. Mit einem halben Mangbrot, ein typisches Roggenmischbrot des Bergischen Landes und des Rheinlandes, erlöste er Mutter und Sohn aus der Bedrängnis. Die Hilfe des Nachbarn in der Zeit der großen Not war ein Lichtblick und ein Zeichen großer Menschlichkeit in der Nachkriegszeit.

Paul kann sich daran erinnern, dass sich in der gleichen Zeit, auf der dem Haus gegenüber liegenden Wiese, eine Herde von ca. 30 verletzten Militärpferden befunden hat. Paul hatte noch lange das Bild eines Schimmels mit einem großen Loch in der Flanke vor Augen.

Die Frauen aus der Nachbarschaft und seine Mutter versorgten die durstigen Tiere mit Wasser aus dem Brunnen des Hauses in dem Paul mit seiner Mutter wohnte. Erst als Erwachsener kann Paul sich in die Schrecken des Krieges mit all seinem Elend hinein versetzen. Die mutigen Leistungen, vor allem der Frauen und Mütter während des Krieges und nach dessen Ende, erfüllen ihn bis heute mit allergrößte Hochachtung.

Zwei Jahre nach Kriegsende im April 1947 wurde Paul in die nicht zerstörte Schule Lilienstraße in Ronsdorf eingeschult. Über 40 Kinder saßen dort in alten zweisitzigen Holzpulten dem auf einer Bühne stehenden Pult, auch Katheder genannt, gegenüber. Die Lehrerinnen und Lehrer waren die Caesaren in der Schularena. Zumindest kam es den Schülern so vor. Paul erinnert sich noch an sein erstes Diktat bzw. an seine Schwierigkeit, den Buchstaben „oe“ zu schreiben. Der Lehrer hatte aber Worte mit „oe“, wie Schuloe, Händoe oder Lieboe, diktiert. Paul hat schlussendlich diesen Buchstaben ausgelassen, was ihm, wenn er schon Fehler machen musste, als das kleinere Übel erschien. Bei der späteren Besprechung des Diktats wurde ihm schnell klar, dass ein „e“ in der Lautsprache des Bergischen wie ein „oe“ klingt.

Gegen Mittag eines Schultages wurde die so genannte Quäkerspeise (Als „Quäkerspeisung“ wird die humanitäre Hilfe bezeichnet, die vor allem US-amerikanische und britische Quäker in der Zeit nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg vor allem in Deutschland leisteten. Offiziell lautet der Begriff „Kinderspeisung“, umgangssprachlich hat sich jedoch Quäkerspeisung durchgesetzt. Das lag wohl daran, dass die für deutsche Hilfsempfänger am sichtbarste Organisation das American Friends Service Committee (AFSC) war) aus großen Kübeln in die mitgebrachten Esskessel der Kinder verteilt. Wenn es ein ganz besonders guter Tag war, bekamen jeweils zwei Schüler einen Gutschein für eine Portion Erdnüsse, deren Verpackung aussah wie eine Schuhcremedose. Diese Gutscheine konnten in einem Geschäft für Haushaltswaren, an der Remscheider Straße eingelöst werden. Das Aufteilen der Erdnüsse wurde sehr akribisch vorgenommen. Bei Paul und seinem Schulfreund Peter wurden, wie bei den meisten Schülern, die Erdnüsse zu gleichen Teilen abgezählt und wenn bei einer ungeraden Zahl von Nüssen eine übrig blieb, so wurde sie mit dem alten Fingerspiel „Ruck, Zuck, Schnuck“ dem glücklichen Gewinner überlassen. Immer wenn Paul heute eine runde Dose für Schuhcreme sieht, fällt ihm diese Episode aus seiner Kinderzeit ein.

1953, zehn Jahre nach dem schrecklichen Luftangriff auf Ronsdorf, acht Jahre nach der glücklichen Befreiung von Faschismus und dem furchtbaren Krieg, war Paul ein fröhlicher Junge. Er wohnte immer noch in dem Haus Lohsiepenstraße 15, zwischen Gärten, Äckern und Wiesen. Seine Mutter Thea hatte vor einiger Zeit ihren Hans geheiratet. Der neue Vater war für Paul ein riesiges Glück und wenn er diesen Vater mit den Vätern seiner Freunde verglichen hat, konnte er keine Fehler entdecken. Im Gegenteil, dieser Vater, der sich oft wie ein großer Bruder verhielt, erreicht die Ziele seiner Erziehung bei Paul mit seinem ausgeprägten Gerechtigkeitsempfinden und seiner warmen Zuneigung. Mit diesem Vater konnte Paul über seine Probleme, seine Fragen und seine Wünsche sprechen, ohne das Gefühl zu haben lästig zu werden. In dieser Zeit waren die Spiele der Jungen durch Karl Mays Geschichten von Winnetou und Old Shatterhand geprägt.

In Hölschens Wäldchen (bekannt durch die nicht mehr existente Spedition gleichen Namens), das sich hinter den Gärten und am Rande einer Rinderweide erstreckte, war das verwilderte Indianerland für

die Kinder aus der oberen Erbschlöer- und Lohsiepenstraße. Hier gab es keine Wege, also auch keine Spaziergänger, und der Bauer war nur ganz selten zu sehen. An einem Nachmittag bei wunderschönem Sommerwetter waren Paul und ein paar Freunde im dem Wäldchen. Beim herumstreifen entdeckten sie zwei nebeneinander liegende Bombenkrater. Diese Vertiefungen hatten einen Durchmesser von etwa vier Metern und waren sehr üppig mit langem, schon sehr trockenem, Waldgras bewachsen. Die Jungen schnitten mit ihren Messern und kleinen Beilen biegsame Äste zurecht. Die Äste wurden rundum an den Rändern der Krater eingesteckt und dann in der Mitte über demselben zusammengebunden. Das so entstandene Gerüst ähnelte in den kindlichen Indianeraugen schon sehr einem Wigwam. Als die beiden Gerüste aufgebaut waren, wurde jede Menge des trockenen Waldgrases darüber aufgeschichtet. So entstanden zwei Grashütten, in denen die „Indianer“ sich ausgesprochen gut, mutig und stark fühlten. Aber wie das so ist, das anfänglich Neue wurde zur Normalität und schließlich wurde es langweilig.

Unsere „Indianer“ entschlossen sich passend zu ihrem kriegerischen Aussehen, Bogenschützen zu werden. Nach einiger Zeit hatten Paul und seine Freunde tatsächlich ihre Bogen fertig gestellt und, nachdem sie auch noch alle eine Anzahl Pfeile vorbereitet hatten, begann das Bogenschießen. Zunächst wurden einige Bäume zu Zielen erklärt und ein spannender Wettkampf nahm seinen Lauf. Die hereinbrechende Dunkelheit machte den Jungen klar, dass sie ihre Zeit, weit über das erlaubte Maß hinaus, überschritten hatten. Paul dachte krampfhaft über einen Grund nach, welchen er als Entschuldigung seinen Eltern vortragen könnte. Doch alles was er überlegte erschien ihm nicht glaubhaft, so nahm er sich vor, die Wahrheit zu berichten, dass er über dem Spielen mit seinen Freunden die Zeit einfach vergessen hatte. Zwar schimpfte seine Mutter, weil sie sich Sorgen um ihn gemacht hatte, aber ihre Erleichterung mildert den Zorn über seine Verspätung doch erheblich. Am folgenden Tag versammelte sich die „Indianerhorde“ im schon bekannten Wäldchen. Einer der Freunde hatte von seinem Vater, der in einer großen Gummifabrik arbeitete, eine Rolle schwarzes Isolierband bekommen. Ein Zweiter hatte einen Rest Petroleum aus dem Keller seines Vaters mitgebracht. Nun begannen die Jungen mit entschlossenen Mienen ihre Pfeile an der Spitze mit schwarzem Isolierband zu umwickeln.

Eine leere Konservendose auf den Boden gestellt, diente als Gefäß für das Petroleum. Paul nahm voller Spannung einen Pfeil, tunkte die mit Isolierband umwickelte Spitze in das Petroleum, legte den Pfeil auf den Bogen, hielt ihn einem seiner Freunde hin und dieser entzündete mit einem gefundenen Sturmfeuerzeug den Brandpfeil. Über den Bogen zielte Paul mit dem brennenden Pfeil auf einen mit trockenem Waldgras bedeckten Wigwam, zog die Sehne zurück und dann schnellte der Pfeil davon, flog in einem leichten Bogen und landete mit seiner Flamme im trockenen Grasdach. Atemlos starrten die Jungen auf das Geschehen. Am Anfang sah es so aus als ob nichts passieren würde, doch dann kringelte sich eine feine Rauchfahne aus dem Gras und nach einem weiteren Moment, züngelten zuerst kleine, dann immer größer werdende, Flammen aus dem Wigwam. Weitere Pfeile fanden ihr Ziel im größer werdenden Brand und plötzlich wurde den Jungen klar, was das Ergebnis ihres Tuns sein könnte.

„Feuer, Feuer, Feuer“ schallte der Ruf durch den Sommertag. Die Jungen liefen zum Feuer, rissen das brennende Waldgras von den Gerüststangen, trampelten auf die Glutnester, erstickten so die Flammen und waren unendlich erleichtert als es ihnen gelungen war, den Brand zu löschen. „Mann, oh Mann“, sagte Paul erschöpft, „das hätte verdammt schief gehen können“. Als unsere Helden, die gar nicht mehr wie Indianer, sondern eher wie Schornsteinfeger aussahen, ihre Rußverschmierten Gesichter gewahr wurden, brachen sie, trotz des überstandenen Schreckens, in ein erleichtertes Lachen aus.

Der Ruf „Feuer, Feuer, Feuer“ in der Nacht des Bombenangriffs auf Wuppertal-Ronsdorf im Jahr 1943 war der Ruf eines unwissenden Kleinkindes. Erst der Ruf „Feuer, Feuer, Feuer“ der heranwachsenden Jungen zeigte den Spannungsbogen zwischen den Stationen der Kindheit und der Jugendzeit, auf dem langen Weg in einem Land zwischen Krieg und Frieden.

Am heutigen Standort des Cafés und der Bäckerei Steinbrink befand sich früher der Bauernhof der Familie Jäger.

Günter Wülfrath (Januar 2020)

Fotos

r.: Ehemalige Villa Michels an der Ecke Forst-/Erbschlöer Straße, im Hintergrund an der Forststraße Standort der früheren Brotfabrik Michels.

l.: Unter dem Hang des modernen Neubaus befand sich ein Luftschutzbunker.

Fotos: Klaus-Günther Conrads